



Preisverleihung

12. November 2024 – HebelHalle

- 1. Preis: „60 Jahre“, Paul Liedvogel**
- 2. Preis: „Heimweg“, Anne Fritz**
- 3. Preis: „Mit Leerzeichen“, Karl-Heinz Grosser**

„Freilaufender Hund reißt Rehbock am Kohlhof“, Jonas Spies

„Dem flüssigen Mond entgegen“, Sarah Zeiss

„Die Stille“, Nicoletta Rapetti

„Unter Wasser ist es still“, Caroline Wild

„Vage Firnis“, Birgit Kreß

„Ankunft“, Dirk Buff

„Die neue Gattung“, Marcel Kückelhaus

Die Jury: Claudia Kiefer, Toni Landomini, Manfred Metzner, Franka Rau, Derwish Seydo, Regina Wehrle

Die Manfred-Lautenschläger-Stiftung hat für die Prämierten Preise gestiftet: 1000 Euro für den ersten Platz, 500 Euro für den zweiten und 300 für den dritten Platz. Alle weiteren Plätze erhalten 100 Euro

60 Jahre

Paul Liedvogel

Herr Giordano lehnte sich zurück, den Hut, den er seit den Neunzehnsechzigern trug, in seinem Gesicht, und atmete in den Kragen seines Hemds. Durch den Spalt zwischen Nase und Krempe sah er die Straßenbahn davonfahren mit einer aus dem Himmel gestohlenen Sonne in ihren blitzenden Scheiben – wäre Herr Giordano gerannt, hätte er sie vielleicht erreicht. Aber er rannte nicht mehr.

Aus Prinzip.

Herr Giordano war einundachtzig Jahre alt.

Der Hut spendete Schatten und die Bank wärmten seinen Rücken und Tauben gurrten selbstzufrieden auf den Dächern und gelegentlich unterbrach ein schwerer Flügelschlag die Stille und echote über den Bahnhofsvorplatz und es kam immer eine andere Bahn.

Früher.

Oder später.

Herr Giordano schloss seine Augen. Er roch den Fluss auf den Schwingen eines ferneren Winds und den Duft der Bäckereien aus dem Bahnhofsgebäude. Unterhaltungen wuschen über ihn hinweg wie Regen, der sich im Meer verliert. Er sog sie auf, Tropfen für Tropfen, Wasser zu Wasser. Herr Giordano lauschte auf das Pochen seines eigenen Herzens, das einfach weiterschlug. Seit einundachtzig Jahren.

Das hatte er nie von ihm verlangt.

Das Meer ... Herr Giordano lächelte und kleine Kieselsteine stachen in die Sohlen seiner nackten Füße und Wasser tanzte um seine Zehen und der Mond stand bleiweiß am schwarzen Horizont, wo sich See und Himmel berührten in einer unsichtbaren Umarmung, und an seinen

Händen waren Schwielen, und sie schoben das Fischerboot des alten Achille in die Fluten, früh morgens, und irgendwie hatte Herr Giordano siebzig Jahre verloren in einem Augenschlag.

Er öffnete seine Augen. Das Licht blendete ihn. Er blinzelte. Seine Knie schmerzten. *Tja*, dachte er.

Tja.

Zufällig streiften Herr Giordanos Augen die drei Menschen – eine Frau und zwei Kinder –, die hinter der Glastür des Bahnhofs erschienen: mechanisch wich das Glas vor ihnen zurück.

Die Frau hielt ein Kind an ihrer Hand, das andere, etwas älter, ging allein, und mit der freien Hand zog die Frau einen kleinen Koffer hinter sich her, der laut klapperte, auf dem Asphalt.

Sie sind zu dritt, dachte Herr Giordano, *aber haben Gepäck für eine. Falsch: Sie sind zu dritt, aber haben Gepäck für einhundert.*

Was?

Der Gedanke überfiel ihn. Herr Giordano setzte sich auf. Er zog den Hut aus dem Gesicht.

Und plötzlich begann seine Handfläche mit dem Abdruck eines Griffs zu brennen, der sich vor langer Zeit dort einprägte – dem Griff eines Koffers: Ein Koffer, aus dem der Geruch von Mottenkugeln emporstieg, wenn man ihn aufschlug – und dabei stets an den Moment zurückdachte, in dem man ihn einst geschlossen hatte, ohne zu ahnen für wie lang: die neuen Hemden gebügelt und gefaltet, die Unterwäsche zusammengelegt. Vor den Fenstern tanzte die weiße Mittagssonne in den Fugen des Hofes.

Herr Giordano schloss die Schnalle des Koffers, aber *Mamma* nahm seine Hand. Lass mich, *Piccino*.

Und Herr Giordano sah zu, wie seine Mutter sich über den Koffer beugte und die Schnalle schloss. Erst viel später verstand er, weshalb sie diesen Koffer hatte schließen müssen, in dem er alles davontrug, im ersten Licht:

ihre Hoffnungen und ihren Stolz und ihre Zukunft. Und ihn, ihren *Piccino*. *Mamma* stand am Gleis und winkte mit einem Taschentuch, das das Licht fing. Und erst als der Zug um die Biegung verschwand, mit bekanntem unbekanntem Ziel, tupfte sie damit vorsichtig ihre Augen.

Ein Koffer, der auch mehr gewogen hatte als zwei Hemden, drei Paar Unterwäsche und eine frische Zahnbürste.

Ja, Herr Giordano kannte jene Art von Koffer und er wusste, wenn er einen vor sich hatte, sechzig Jahre später, am Heidelberger Hauptbahnhof. Er blickte sich um. Er sah wieder die Frau und ihre beiden Kinder. *Heidelberg*, dachte er, *wer bist du eigentlich?*

Du hast wieder mal die Wahl.

Bist du aufgeschürfte Finger auf deinen Baustellen und Züge, die endlos anrollten, ohne mich? Bist du die unerträgliche Einsamkeit meiner Gedanken, bis ich verstand, meine Gedanken einer fremden Sprache abzuzwingen? Bist du Professoren, die vor „einer Unterwanderung des deutschen Volkes durch Zuzug von Millionen von Ausländern“ warnten? Vor mir? Bist du Tage, die ineinander auf- und über gingen, haltlos und ohne Form, Tage, an denen ich außer Atem meinem Recht hinterherrante, anzukommen? Mit dem Koffer in der Hand?

Herr Giordano rannte nicht mehr.

Aus Prinzip.

Die Frau sprach jetzt mit einer Passantin. Aus einem Handy tönten blecherne Übersetzungen. Die Passantin deutete Richtung Mittermaierstraße und die Frau setzte ihren Weg fort, Koffer, Kinder, tiefer in diese neue Stadt.

Oder bist du auch Frau Giordano, dachte Herr Giordano, *an einem Tag am Fluss – und allen Tagen danach? Auch Ankunft in den Augen einer anderen, unser Sohn, mein Piccino, auf meinem Arm, und die Hitze, die im Asphalt noch weiterlebt, wenn die Sonne sich in den Hügeln ertränkt?*

Bist du auch ein pochendes Herz, das am lautesten schlägt, wo man sich begegnet, für einen Augenblick, oder für immer? Das bist du auch.

Die Straßenbahn hielt mit einem Kreischen auf den trockenen Gleisen. Herr Giordano stieg ein und setzte sich ans Fenster: Zeit, seine Urenkelin aus dem Kindergarten abzuholen. Ruckelnd fuhr die Straßenbahn an. Und wie er sich entfernte, erhaschte Herr Giordano einen letzten Blick auf die Frau mit den Kindern, die die Straße hinabging.

Ja, dachte Herr Giordano, Heidelberg ist auch für euch. Und für mich. Für mich ist es auch.

Dann trug die Bahn ihn davon und an den Fenstern zog es vorbei, auf der anderen Seite dieser sechzig Jahre:

Sein Heidelberg.



Paul Liedvogel wurde 1997 in Heidelberg geboren, studierte hier Geschichte und

Anglistik, bis 2019 in London Mediavistik. Seither schreibt er und veröffentlicht seine Texte in Anthologien und Zeitschriften. Langfristiges Ziel: ein Roman. 2019 wurde sein Theaterstück „The Getaway“ für das alle zwei Jahre im Rahmen der „Cities of Literature“ stattfindende „Short Play Festival“ ausgewählt (2019 in Dunedin, Neuseeland). Beim Schreibwettbewerb „Die Freiheit, die

ich meine“ der Initiative „3. Oktober – Deutschland singt und klingt“ erhielt er im März 2024 in Leipzig den 3. Preis. Paul Liedvogel arbeitet als Videotechniker am Theater Heidelberg, investiert aber den größten Teil seiner Lebenszeit ins Schreiben. „Ich MUSS schreiben.“ Das tut er seit seinem 6. Lebensjahr. In der Sprache sucht er nach Präzision, will keine Kompromisse eingehen. Seine Sprache, seine Stimme, das ist er. Als Autor will er nicht unbedingt sichtbar sein.

Heimweg

Anne Fritz

Der Neckar bohrt sich durch den Asphalt, wie eine dicke, gelblich-braune Made. Wenn Tiere sterben, tun die Maden das. Sie fressen sich durch die Haut bis zum Herzen und brechen dann auf der anderen Seite heraus. Mehlig knarzend, wie der staubende Polstersessel auf dem Speicher bei jeder kleinsten Bewegung. Dann ist man tot. Dann kommen die Fliegen. Abends, wenn Papas Stille zu laut schreit, befühle ich meine Bauchdecke und warte darauf, dass die Maden sie durchbrechen und ich tot bin. Aber sie durchgraben nur immer weiter mein Herz, hinterlassen nur immer größere Löcher.

Quietsch, quietsch, meine Turnschuhe auf dem Asphalt. Er ist so grau, wie der Himmel. Quietsch, quietsch. Die Schuhe sind grün. Ein ekliges Grün, das mich anschreien will, wenn ich hinschauen. Aber es schreit nicht und das ist das Problem. Es schreit nicht und Papa schreit nicht. Also würgte auch ich die Schreie hinunter, bis sie sich in der Brust sammeln und gegen meine Rippen drücken, wie die gefräßigen Maden.

Als alles noch richtig herum war, hat Papa viel geschrien. Viel und laut, sodass ich fürchtete, die Schreie würden noch nachhallen, wenn Mama längst die Tür geschlossen und sich neben mich gekuschelt hatte. Dicht an dicht. Aber die Stille ist viel schlimmer. Sie durchdringt alles. Es hilft nicht, die Tür zu schließen. Dicht an dicht nur die quietschgrünen Schuhe und ich.

Die steinerne Mauer ist auch grün, ein anderes Grün als die Schuhe, bewachsen, wie der Käse ganz hinten im Kühlschrank. Er wartet dort schon lange, herausgeholt und gegessen zu werden. Jedes Mal, wenn die Kühlschranktür sich öffnet, hüpfen sein Herz erwartungsfroh, bis sich die Tür wieder schließt und es wieder dunkel wird um ihn. Denn niemand hat mehr Hunger. Seit dem Winter nicht. Seit dem Tag.

Schneematsch umschloss meine Turnschuhe und sickerte tropfend hindurch. Es war, als würden meine Füße weinen und vielleicht wäre das ja eine Warnung gewesen. Aber mein Kopf, mein bescheuerter Kopf, war zu blöd es zu bemerken. Er war noch in der Schule. Bei den hüpfenden Buchstaben, die immerzu ihre Plätze wechselten und egal, wie oft ich versuchte, sie festzuhalten und wie sehr mein Kopf dröhnte, kein Wort ergeben wollten. Dabei, wie die anderen lachten, weil der Text im Buch nicht durch meinen Mund herauskam. Deshalb war ich nicht auf direktem Weg nach Hause gegangen, sondern durch die schleifchenrot behangene Einkaufsstraße, in der ich klein war, zwischen all den Menschenmassen, die sich um mich drückten und schoben, und herrlich unsichtbar, sodass niemand über mich lachen konnte.

Ich war nicht auf direktem Weg nach Hause gegangen und vielleicht war das ja der Fehler gewesen. Ich sah den Krankenwagen erst, als ich in unsere Einfahrt

bog. In unserer Diele im dritten Stock kam die Angst, als die Sanitäter sich an mir vorbei schoben. Nun war es schrecklich, unsichtbar zu sein, denn niemand hatte Zeit mich zu sehen, konnte mir erklären, warum der Krankenwagen in unserer Einfahrt stand und die Sanitäter in unserem Haus, die Tür offen und die Tabletten und der Wein um Mamas Bett und Mama lag nicht darin, sondern der schwarze Müllsack. Die Sanitäter trugen ihn hinunter. Das Bett, die Tabletten und die Angst und ich blieben zurück.
Und dann kamen die Fliegen.

Quietsch, quietsch, das Eisentor, das die Mauer durchbricht. Es ist schwarz. Manchmal sind Lichter aufgestellt und bunte Blumen. Sie können die Dunkelheit nicht vertreiben und der Kiesweg ist längst grau. Mehr Wörter als ich zählen kann und kaum eines kann ich lesen. Nur zwei weiß ich: Bergfriedhof und Elsa. Mama. Der Weg ist einfach zu finden, obwohl ich ihn erst einmal gegangen bin.

Es war eine Woche nach dem Tag und die Luft war weiß, wie ein nasser Handschuh. Oma gurgelte, als würde sie ertrinken. Papa schwieg. Der weiße Sarg fiel in die Erde. Ich war unsichtbar, konnte nicht fragen, ob Mama da drinnen und ob das nicht zu dunkel für sie war. Der Pfarrer sagte, Mama sei an einem besseren Ort. Oma sagte, sie komme nicht wieder.
Tot. Ganz und gar tot. Und mein Kopf dröhnt, weil ich unsichtbar bin und die Wahrheit nicht festhalten kann, nicht fragen kann, was stimmt. Und weil Papa schweigt. Also muss ich Mama finden, damit der Kopf Ruhe gibt. Und vielleicht, vielleicht liegt Mama wirklich da unten. Dann können die Fliegen endlich aus den Maden schlüpfen...



Anne Fritz ist 2008 in Heidelberg geboren und hat aus diesem Grund noch nicht viel erlebt. Trotzdem hat sie bereits den Gustav-Adolf-Bähr-Preis für junge Literatur in der Kategorie der unter 16-Jährigen und den internationalen Nachwuchspreis der UNESCO Cities of Literature gewonnen. Sie liebt ihre Katze, den Geruch von Büchern und das Geräusch der Kaffeemaschine.
(Text: Anne Fritz)

Mit Leerzeichen

Karl-Heinz Grosser

Meine Frau meint kategorisch: Du nimmst am Kurzgeschichten Wettbewerb teil, Strunzl macht auch mit. Mir ist sofort klar, mir liegt das nicht: Kein Talent!

Da kam mir die rettende Idee die Geschichte einer Zerstörung zu schreiben. Zerstörung ist nicht so schwierig und wo gibt es mehr Freiheit! Und hier ist das Ergebnis:

Bei den Drei Eichen auf der Wasserscheide zwischen Gaiberg und Boxberg-Emmertsgrund liegt eine riesige Kugel aus Edelstahl, bestimmt zwanzig Meter im Durchmesser. Sie glänzt wunderbar in der Sonne. Es ist das schönste Ding weit und breit. Und während ich noch überlege, in welche Richtung ich sie in Bewegung setze, rollt sie schon in Richtung Boxberg. Umgerissene Bäume, splitterndes Holz, wo man hinschaut, apokalyptische Szenen spielen sich ab. Boxberg und Emmertsgrund go to Hollywood. Spielberg hätte seine Freude! Ich kümmere mich auch um Details, recherchiere in den Schweizer Archiven über Murenabgänge und Erdbeben.

Den Emmertsgrund sieht man jetzt schon nicht mehr vom Rheintal aus, nur noch eine große Nine-Eleven-Staubwolke und auf der A5 bildet sich ein 20 Kilometer langer Stau. Ich komme jetzt so richtig in den Flow. Die Kugel rollt nun in rasendem Tempo durch die Weinberge auf Rohrbach zu. Rohrbach: ein schöner alter Ortskern. Ich werde ganz zittrig vor Erregung.

Da trifft mich der Schlag: Mein Text hat mehr als 6000 Zeichen mit Leerzeichen, und damit war ich disqualifiziert im Wettbewerb. Was also jetzt?

Ich habe große Zweifel. Was kann man mit nur 6000 Zeichen ernsthaft ausrichten?

Zunächst versuche ich den Text zu kürzen, bestimmte Szenen herauszunehmen: Der Speyerer Hof muss bedauerlicherweise unzerstört stehen bleiben. Ich sammle die bis in den Stadtteil Kirchheim geschleuderten Krankenbetten wieder ein. Ich hätte gerne dort Platz gemacht, aber geht nicht! Auch im Emmertsgrund lasse ich ein paar Häuserblöcke als Mahnung stehen. Aber es reicht immer noch nicht!

Da kommt mir die rettende Idee. Vielleicht sollte ich die Kugel einfach wieder rückwärts rollen lassen. Jetzt von unten nach oben, gegen die Zeit, gegen die Schwerkraft und die Entropie! Dann würden die Buchstaben negativ gezählt werden und hinter der Kugel würde alles wieder aufgebaut. Das war die Lösung! In der Summe wäre dies null Text und dazu braucht man auch kein Talent!

Das war leichter gedacht als getan. Die Kugel rollte also jetzt wieder über die Weinberge aufwärts und der Jahrgang war gerettet. Aber wie den Emmersgrund wieder aufbauen?

Ich nahm Anleihe bei Frank Gehry, Norman Foster und anderen berühmten zeitgenössischen Architekten, fügte noch als Input einige Meister japanischer Gärten hinzu und schuf zum Schluss auch noch Freiraum für Graffitikünstler. In meiner Not fragte ich sogar ChatGPT. Es gab jetzt hinter der Kugel viel Platz im Emmertsgrund. Erlaubt waren nur Architektenhäuser mit Infinity Pools. Die Topographie ermöglichte auch einige hängende Gärten. Spaßeshalber platzierte ich auch eine Kopie des Heidelberger Schlosses zwischen Emmertsgrund und Boxberg. Das sah wunderbar aus. Ich gab mir Mühe bei der Beschreibung.

Auf der A5 gab es jetzt wieder einen langen Stau.

Aus mir unerklärlichen Gründen ließ ich die Araltankstelle zerstört zurück. Und siehe, meine Bemühungen zeigten Erfolg. Das Programm, das das Zählen für mich erledigte, meldete nur noch 1512 Buchstaben inklusive Leerzeichen! Als ich den Boxberg wieder aufgebaut hatte, war ich fast bei Null angelangt!

Das eröffnete ganz neue Perspektiven. Ich konnte immer so weitermachen, die Kugel über den Königstuhl durch das Schloss in die Altstadt rollen lassen und anstelle des Schlosses eine Molkerei setzen. Ich konnte alle 14 Stadtteile mit einer Kugel zerstören und zehn wieder aufbauen: „Drecksloch Heidelberg“ überkam es mich! Ich war Schöpfer und Zerstörer, ein richtiger Autor! Ich war wie im Rausch! Ich vergaß den Wettbewerb.

Da spürte ich die Hand meiner Frau auf meiner Schulter: Es ist genug Heinz! Komm zum Ende! Schau es sind schon 4019 Buchstaben mit Leerzeichen! Das reicht doch!



Karl-Heinz Grosser wurde 1958 in Ulm geboren, kam 1981 – nach einer Ausbildung zum Elektriker – als Student nach Heidelberg. Hier erhielt er seine Promotion in Physik. Er arbeitete als Medizinphysiker unter anderem in Heidelberg, Wien und Basel. Er bezeichnet sich als passionierter Leser mit einer langen Lesebiographie, hat aber auch „keine Hemmungen zu schreiben“. Mit 16 fing er an, Gedichte zu schreiben später kam phasenweise ein Tagebuch dazu. Ihn interessiert es, wenn die „Kugel rollt“, wenn er in den Flow kommt, seinen eigenen Stil findet und Klischees zerstört werden.

Freilaufender Hund reißt Rehbock am Kohlhof

Jonas Spies

Der Satz geht Thomas seit einer Woche nicht aus dem Kopf. In einer kleinen Kolumne der RNZ steht dort, an den Rand gedrängt, wie es nicht angeht, dass der Hund nicht angeleint war und der Jäger berichtet, wie er das Reh erschießen musste. Dabei ist der Satz so schön: Freilaufender Hund reißt Rehbock am Kohlhof. Irgendwo zwischen dieser Alliteration, der Kadenz, dem Timbre – in diesem Orchestergraben reißt also ein freilaufender Hund einen Rehbock. Und dann noch am Kohlhof. Irgendwas am Klang davon lässt ihn nicht in Ruhe. Antreibend, energetisch, euphorisch fast.

Miriam fragt Thomas, wie sein Wochenende war, und er denkt an den Satz. Er sagt ihr, dass sie langsam den Workshop planen müssen, und fragt sich, was der Autorin durch den Kopf gegangen ist. Ob ihr klar war, dass dieses operationelle Schreiben so viel in ihm auslösen würde? Sie stehen am Kaffeeautomaten und Miriam sagt ihm, dass sie sich dann gleich im Meeting sehen. Sie reden von Sparmaßnahmen und Managementverschwörungen und am Kohlhof reißt ein freilaufender Hund einen Rehbock und ein Jäger muss das bemitleidenswerte Tier richten.

Did you guys read the news the other day? fragt er. There was a column that said: Free running dog tears deer at Kohlhof. Auf seine Leidenschaft im Gesicht reagieren sie nur mit verwirrtem Schweigen. So, ok, what does that mean?, lacht ihn die Zoomkachel von Barbara an. Oh, it really means nothing. I think it works better in German: Freilaufender Hund reißt Rehbock am Kohlhof. It has a nice ring to it, right? Sie lächeln und eine sagt, Yeah, sounds kinda cool. So that's what you did on the weekend? Sie lachen gemeinsam – free running dog.

Thomas erzählt seiner Therapeutin davon, dass er sich auf der Arbeit nicht ernst genommen fühlt. Weniger wegen seiner Arbeitsleistung – er macht gute Arbeit – sondern vielmehr wegen solchen Situationen wie im Teammeeting heute. Aus dem Augenwinkel betrachtet er ihr Knie. Warum glauben sie denn, dass dieser Satz sie verfolgt? Thomas redet vom Orchestergraben, von dieser Dichotomie des domestizierten Hundes und

des wilden Tiers, vom Gnadenschuss des Jägers, der dem Halter Vorwürfe macht – von der Journalistin, die offensichtlich entweder ihren literarischen Lebensweg noch vor sich hat oder sich aufgegeben. Aber wieso verfolgt? Sie sagen mir nur Dinge, die Ihnen an dem Satz gefallen? Thomas streichelt nervös sein Knie.

Als er sein Bier im Hof draußen absetzt, schaut er den ausgerissenen Zeitungsartikel an – die Tinte schon leicht verschwommen vom Kondenswasser an seinen Fingerkuppen. Warum ist der Hund überhaupt frei gelaufen? Gibt es keine Leinenpflicht am Kohlhof? Er stellt sich die Debatte im Stadtrat vor – lauter Stimmen, die darüber diskutieren, dass man doch mal eine Stadtkarte online stellen soll, wo die Gebiete klar eingezeichnet sind, in denen Hunde Leinen brauchen. An diesen magentafarbenen Orten sollte kein Jäger mehr Richter sein müssen. Überhaupt, dieser pathetische Bericht vom Jäger. Das ist ja sein Job, die Tiere zu töten, man schreibt ja auch nicht über eine Metzgerin so. Bei denen heißt es nur, dass die Supermärkte die kleinen Läden kaputtmachen. Im Ort nebenan ist ein Metzgermeister jetzt Bestatter. Thomas hat das auf einer großen Werbetafel gesehen. Eben, mach doch einfach deinen Job und wenn du das nicht kannst, dann mach halt einen anderen. Thomas würde noch heute Nacht seine Kündigung schreiben, nach dem Bier.

Sein Handy klingelte morgens irgendwo zwischen 5% Akku und 7:00 Uhr. Er hatte keine Kündigung geschrieben. Er hatte sein Bier getrunken und den ausgerissenen Zettel gelesen, der wohl in der Nacht runtergefallen war und jetzt irgendwo in den Rosenbeeten seines Vermieters lag. Er ging nach oben zum Duschen.

Thomas erzählte seinen Kolleginnen heute nichts mehr von der Musik, die er gestern Nacht auf dem Papier gehört hatte. Er sagte seiner Managerin auch nichts von der Kündigung – noch nicht. Er wollte den passenden Moment abwarten, die passende Bemerkung über den kritischen Zustand des Unternehmens und des Managements und ihr dann sagen, dass er geht. Stattdessen aber ging er in sein Meeting und schrieb endlich diesen Post für das interne Social Media Netzwerk fertig und antwortete auf alle 30 Mails und dann war es eigentlich schon Zeit für Mittagessen. Thomas war wachsam. Jeder Moment könnte Anlass sein zu gehen. Aber er musste vorsichtig sein – nicht, dass sie einfach nur denken, dass er sich

beschweren will und dann eigentlich doch bleibt, weil Beschwerden ist ja einfach Teil der culture und das muss ja auch mal raus, weil wenn man das nur so in sich rein frisst, dann wird man auch nur krank davon. Er redete beim Mittagessen mit Maria über alte Filme, die ihre Generationen verbinden und ein neues Projekt. Ein paar Wochen später fragt seine Managerin ihn per Mail, ob er Lust hat ein neues Projekt zu übernehmen – er würde sogar im Ausland arbeiten dürfen. Er starrt an seinen Bildschirmen vorbei, mit Excel Tabellen und Outlook, fixiert diese Lücke zwischen ihnen. Dahinter, an die hellhörige Trockenbauwand seines Büros gepinnt, ein Zeitungsartikel:

Asiatische Zebu-Rinder rissen in Lobbach aus



Jonas Spies wurde 1995 in Speyer geboren. 2014 zog er fürs Studium nach Heidelberg und hat hier seinen M.A. in Philosophie gemacht. Seit 2022 arbeitet er bei Springer Nature. Mit 16 fing er an, sehr aktiv zu schreiben, u.a. für Pen & Paper Rollenspiele – seit mehreren Jahren auch wieder vermehrt Prosa & Lyrik. Aufhören will er damit nicht, findet aber auch die Rolle schön, andere beim Schreiben zu fördern; 2024 gründete er das Online Magazin Pigeon Publishing.

Geschichten erzählen bedeutet für ihn, menschliche Erfahrungen im Zusammenleben zu teilen – verständlich und mit Raum für Interpretation

Dem Flüssigen Mond Entgegen

Sarah Zeiss

Ich stand am Fuße der Brücke. Der Wind wehte mir die Haare aus dem Gesicht, die Gischt spritzte in kleinen Perlen bis hinauf zu meinen Füßen. Wie war ich überhaupt auf die Idee gekommen, hierher zu gehen? Was hatte ich mir bloß dabei gedacht? Doch als die Sonne langsam hinter den orange-rosa Wolken verschwand und die Dunkelheit sich über der Stadt zu ergießen begann, erfüllte mich wieder dieses Gefühl absoluter Beklemmnis und ich wusste, was mich hierhergetrieben hatte.

Ich schloss die Augen. Leise fraß sich der Schmerz von meinem Herzen aus brennend durch meinen Körper, durch jede Ader, jede Vene, wie ein Parasit, bis ich nur noch aus einem Netz aus Gift zu bestehen schien, fest in den Fängen des Nutznießers.

Als ich wieder aufblickte, sah ich das silbrig sanfte Schimmern der Wogen des Neckars unter mir und ich betrat entschlossen die Brücke. Einen Fuß vor den anderen auf diesen Stein, der so viel gesehen, soviel erlebt hatte! Sanft strich ich mit den Fingerspitzen über die kratzig, raue Mauer am Rand, voll Kerbungen und Zeugnissen aus längst vergangenen Tagen. Eine Träne rann mir still und heimlich die Wange hinab. Wenn es überhaupt möglich war, wurde mein Herz nun noch schwerer. Das Gift in mir pulsierte kälter und kälter, brachte meine Hände zum Vibrieren, doch mein Kopf wurde leicht.

Als ich die Mitte der Brücke erreicht hatte, blieb ich stehen. Wie klein die Boote unter mir aussahen! Doch der Wehmut gelang es nicht mehr, mich zu überrollen. Vorsichtig erklimm ich die Mauer, setzte erst den einen Fuß auf, dann den anderen. So kauerte ich nun dort oben über der Stadt der Liebe, von der so viele träumten, doch mein Traum war ein anderer. Ich sehnte mich nur noch nach Erlösung.

Tief atmete ich durch und richtete mich auf. Beim Anblick des Abgrunds wurde mir kurz schwarz vor Augen.

"Es ist besser so", sprach ich mir Mut zu, "besser, als als leere Hülle zu enden, gefressen und verzehrt von dem abscheulichen Knoten in meiner Brust."

Lieber würde ich jetzt in Frieden gehen, als den Tod zu erwarten wie ein erbärmliches, kleines Lamm die Schlachtbank. Also gab ich mir einen Ruck, nur noch wenige Zentimeter trennten mich von dem Abgrund und...

"Marianne?", fragte eine Stimme, wie aus weiter Ferne. "Marianne?"

Sie klang so besorgt, warum klang diese Stimme so unglaublich besorgt? Eilende Schritte, erschrockenes Keuchen, doch ich hatte mich bereits mit beiden Beinen abgedrückt und glitt sanft wie eine Feder dem flüssigen Mond unter mir entgegen.

Und während mein Herz schwer und leicht gleichzeitig wurde, wurde ich mir der erlösenden Kühle gewiss, die mich gleich umfassen würde. Doch ich sah nichts mehr, hörte nichts, spürte nichts. Alles war leicht und leise, hell und dunkel zugleich und ich entschwebte empor, bis mich der harte Aufprall in die Realität zurückriss. Während sich meine Lungen unaufhaltsam mit stechend kaltem Wasser füllten, begriff ich endlich, wer da oben gestanden hatte und ich begann zu zappeln, zu strampeln, zu kämpfen... vergebens. Die Dunkelheit umschloss mich und ich sank unaufhaltsam hinab auf den Grund des erbarmungslosen Neckars.



Sarah Zeiss wurde 2009 geboren und wohnt seit ihrem 1. Lebensjahr in Heidelberg. Schon im Kindergarten, als sie noch nicht schreiben konnte, diktierte sie einer Erzieherin Texte. Später, als sie in die Schule kam, schrieb sie viele Geschichten und entdeckte in ihnen eine ganz besondere Möglichkeit, sich auszudrücken. Schreiben ist nicht mehr wegzudenken aus ihrem Leben. Sie kann nicht wirklich lenken, was in ihren Texten geschieht, die Figuren mit ihren Emotionen, Gedanken und Handlungen führen ein Eigenleben. Der Erfolg beim Literatur-Talentwettbewerb der Kulturakademie Baden-Württemberg und die Teilnahme an einer Schreibwerkstatt der Heidelberger Literaturscouts motivierten sie, bei „Eine Stadt schreibt“ ihre Kurzgeschichte einzureichen. Sarah Zeiss ist Schülerin am Kurfürst-Friedrich-Gymnasium in Heidelberg.

Die Stille

Nicoletta Rapetti

Stille. Klingeln. Leute laufen vorbei. Ein Fahrrad. Klingeln. Eine graue Tür mit unzähligen kleinen quadratischen Fensterglassteinen. Unzähligen? Ungezählten. Ebenso ungezählt wie die Grashalme ihrer Kindheitswiese. Keine grüne Wiese, wie man sie immer malte, sie trug ständig eine andere Farbe, je nachdem, ob die Sonne auf sie schien, der Regen sie ertrank oder sie sich aus dem Schnee herausarbeitete. „Warum malte man Wiesen grün und Enten gelb, wenn sie so nicht aussehen?“, auf die Frage von damals hatte sie auch jetzt keine Antwort. Die wichtigen Fragen, die Fragen, die einsam machen.

Kleine graue Steine. Römerstraße, Blumenstraße, schöne Namen, schöne Menschen, Ruhe, Vögel, Wohlstandsfamilien in überbewerteten Altbauwohnungen, Yogatherapeutinnen und Tangofrauen. Sie aßen probiotische Körner oder nichts und gingen samstags auf den Markt. Und diese Tür stand einfach hier und war nur hässlich mit ihren kleinen grauen Steinen. Grau, wie sie ineinander untergingen und sich zum Spiegel vermengten für das Grau der Straße, das sie reflektierten. Wie bunte Blumen leuchteten dagegen die Mülltonnen links neben dem Eingang. Wie zu große, in die Welt geworfene Duplosteine sahen sie aus, so schwer und in ihrer simplen eckigen Form wie ein kindlicher Widerspruch zur Komplexität der Welt. Vergessenes Spielzeug eines Zyklopenkindes. Die Tür öffnet sich. Nichts. Fahrräder. Drei Schritte geradeaus, zwei nach rechts, fünfstufige Treppe, Altbautür. Ich öffne sie und betrete die Stille. Stehlampenlicht, Kleiderstange, minutenlanges Warten in den Tiefen eines lederbezogenen zyklopischen Riesensessels. Die nächste Tür öffnet sich. Was denkt man zwischen zwei Türen? Sechs langgezogene Schritte durch einen viel zu großen Raum. Das Schweigen wiegt schwer.

Oder ist es der viel zu große Raum, in dem die Sorgen vieler Leben sich die Ecken teilen mit dem Staub der Zeit? Wenigstens Miete zahlen sie nicht.

Zwei schwarze Sessel, unpassend bequem. Sie sitzt mir kilometerweit gegenüber. Viel zu weit. Dunkle Haare, vielleicht. Kürzer oder gebunden? Schlanke Figur, vermutlich. Vegan, bestimmt. Braucht sie diesen Abstand, um nicht zu nah zu sein? Sie schweigt. Ich auch. Sie schweigt. Ich weiter. Ich bewege mich. Was soll ich tun? Ich denke nichts. Ich sehe nichts, sie ist viel zu weit weg.

Ich: „Am ersten April kann ich nicht kommen. Sind Sie da hier?“

Schweigen.

Sie: „Sie kennen meinen Urlaubsplan nicht?“

Ich: „Nicht auswendig. Deshalb frage ich einfach.“

Sie: „Mein Urlaub ist ab der nächsten Woche zwei Wochen.“

Ich: „Also sind Sie nicht da.“

Schweigen.

Ich: „Es würde mir helfen, wenn Sie mir eine Frage stellen.“

Sie: „Warum, verunsichert Sie der Raum?“

Ich: „Ja, ich weiß nicht, wie ich anfangen soll.“

Sie: „Geht es darum, was Sie sollen?“

Ich: „Nein, es wäre nur...leichter.“

Schweigen.

Ich: „Nach meiner Rede letzte Woche habe ich nur Leere empfunden. Als ich sie schrieb, war ich erfüllt. Als ich sie hielt, fühlte ich nur Leere, nichts.“

Sie: „Woran kann das liegen?“

Ich: „Ich weiß nicht. Vielleicht, weil ich mit Herzblut schreibe und weil es in mir ein Gefühl von Ekel hinterlässt, mein Herzblut vor einer Masse von Menschen zu vergießen, die ich weder sehe noch kenne noch fühle.“

Sie: „Weil Sie sie nicht kontrollieren können, diese Menschen.“

Ich: „Nein. Vielleicht nur, weil ich mich den Falschen preisgegeben habe und es nicht die richtige Situation für eigene Preisgabe war.“

Sie: „Erinnert Sie das nicht auch an uns hier? Geben Sie sich hier nicht preis?“

Ich: „Ja, aber Sie sind nur eine und nicht viele.“

Sie: „Aber ich könnte Sie auch beurteilen.“

Ich: „Warum sollten Sie das? Ich nutze diesen Raum für mich und Sie sind mir dabei recht egal.“

Schweigen.

Sie: „Machen Sie sich keine Gedanken darüber, was ich zu dem denken könnte, das Sie sagen?“

Ich: „Nein.“

Sie: „Aber als ich Ihnen das letzte Mal gesagt habe, dass wir hier einen festen Rahmen haben, den ich vorgebe und an den Sie sich zu halten haben, da haben Sie sich geärgert.“

Ich: „Ja, weil ich das nicht verstehe und nicht sinnvoll finde. Man muss den Rahmen an die Menschen anpassen und nicht umgekehrt.“

Sie: „Und damit meinen Sie sich?“

Ich: „In diesem Fall ja.“

Sie: „Und da haben Sie sich gedacht: „Die Frau Fröhlich, das passt nicht.““

Ich: „Nein, das hat mehr mit dem Verfahren als mit Ihnen zu tun.“

Sie: „Aber Beziehungsabbrüche hatten Sie einige.“

Ich: „Ich hatte sie und ich hatte sie auch nicht.“

Sie: „Und die Masse der Menschen, was könnte die Leere verhindern?“

Ich: „Einzelne Rückmeldungen vielleicht.“

Sie: „Ist es das Urteilen der Menschen?“

Ich: „Vielleicht.“

Sie: „Aber Sie selbst urteilen sehr hart. Als Sie letztens über die dämlichen Mütter auf dem Wilhelmsplatz, die nur über ihre Kinder sprechen würden, redeten, haben sie sich da nicht gefragt, ob auch ich eine solche Mutter bin?“

Ich: „Nein. Ich denke nicht über Sie nach.“

Sie: „Ist es nicht Ihr eigenes Urteil, das hart ist?“

Ich: „Mit meinen Worten war ich glücklich. Mit der Masse war ich es nicht.“

Sie: „Aber Sie sehen sie nicht.“

Ich: „Nicht wirklich.“

Sie: „Würden Sie sich nicht wünschen, normal sehen zu können?“

Ich: „Nein, ich mag meinen Körper, ich mag meine Augen. Ich möchte mich nicht ändern, es würde nichts ändern, es ist ganz gleich. Es ist die Gesellschaft, die ich ändern will.“

Sie: „Sie sind also jemand, der die Schuld bei anderen sucht.“

Ich: „Nein. Aber ich habe keine Schuld.“

Sie: „Aber Sie sehen die anderen nicht.“

Ich: „Ja schon. Aber sehen sie mich denn? Wenn ich sie nicht sehe...sehe ich auch mich nicht. Und vielleicht verschwinde ich, wenn man mich nicht sieht. Und wenn ich niemanden sehe, wie kann ich dann sein?“

Sie: „Die Zeit ist vorbei.“

Ich: „Okay, ich war mitten im Denken...“

Sie: „Die Zeit ist vorbei.“

Ich: „Okay.“

Pause.

Sie: „Was ist schlimm daran, einen Gedanken zu unterbrechen?“

Ich: „Nichts.“

Pause.

Ich: „Gut, dann gehe ich.“

Sie: „Ja gut. Dann gehen Sie. Tschüss.“

Ich: „Tschüss.“

Auftauchen aus tiefem, lederverklebten Sitz, Schritte, Türe, Treppe.
Quadratförmige Fensterglassteine, die das Bunt in Grau verfärben.



Nicoletta Rapetti wurde 1984 in Stuttgart geboren, kam 2006 für ein FSJ nach Heidelberg. Sie studierte in Mannheim Soziale Arbeit, arbeitet seit 2015 als Sozialarbeiterin und systemische Beraterin am BiBez (Bildungs- und Beratungszentrum) in Heidelberg. Durch eine Sehschwäche fiel ihr das Lesen nie leicht. In einer zunehmend schwierigen Schulzeit wurde das Schreiben für sie zur Rettung. Es bedeutete Freiheit, es gab ihr den Raum, der ihr von außen genommen wurde, und die Möglichkeit, all das, was sich in ihr abspielte, für sich und nach außen hin auszudrücken, ohne Urteil, ohne Einmischung. Wo sie scheinbar für die Welt falsch war, war sie hier genau richtig. Durch Sprache etwas zu erschaffen, das bedeutet für sie „Glück“. Ihre Geschichte bei „Eine Stadt schreibt“ einzureichen, war für sie ein Wagnis. Zum ersten Mal nahm sie an einem literarischen Wettbewerb teil.

Unter Wasser ist es still

Caroline Wild

Niemand hat versprochen, wir werden glücklich. Ich denke, dass Ertrinken ein friedlicher Tod ist, und habe oft überlegt einfach nicht mehr aufzutauchen, aber der Atemreflex lässt sich nicht überwinden. Ich kraule Bahn um Bahn, um zu vergessen und als mein Kopf endlich frei ist, lege ich mich zum Trocknen auf die warme Steinmauer. Als ich noch so etwas wie Freude empfinden konnte, habe ich es geliebt, an warmen Sommertagen im Tiergartenbad zu schwimmen und dann durch die Handschuhsheimer Felder nach Hause zu laufen, während meine Haare in einer wilden, chlorigen Lockenmähne trocknen und ich von der Sonne warme Erdbeeren direkt vom Feld pflücke. Erdbeeren haben nicht viele Kalorien, daher kann ich sie bedenkenlos essen. Eine Essstörung ist die Krankheit der braven Mädchen, habe ich einmal gelesen. Häufig handelt es sich um überdurchschnittlich intelligente, junge Frauen aus Akademikerfamilien mit vordergründig normalen Familienverhältnissen, doch im Hintergrund gibt es fast immer verdeckte Spannungen. Dahinter verbirgt sich ein Hunger nach Aufmerksamkeit und Liebe, der mit keiner Mahlzeit der Welt gestillt werden kann. Manchmal komme ich mit dem Druck nicht klar, und dann fühlt es sich gut an, zumindest meinen Körper und mein Gewicht unter Kontrolle zu haben. Ich bin damit aufgewachsen, Liebe nur im Gegenzug für Leistung zu bekommen. Allerdings war es nie genug. Daher bin ich auch nie dünn genug. Nie perfekt genug. Eben nie gut genug.

Als ich mit geschlossenen Augen in der Sonne liege, laufen mir Tränen die Wangen herunter. Eine Depression fühlt sich an, als ob dir alles Glück

aus der Seele gesaugt wurde. Es fühlt sich an, als ob du mitten im Raum stehen würdest und schreist, aber keiner hört dich. Es fühlt sich an, als ob jemand, der dir gestern das Gefühl gegeben hat, all das zu sein, was er jemals wollte, dich von einem auf den anderen Tag wie eine Fremde behandelt. Aber es ist okay. Ich weiß, dass der Mensch leidensfähig und zäh ist und es wieder vorüber gehen wird, genauso wie früher eine unglückliche Liebe in der Schule. Eines Tages, so denke ich mir, als ich auf die Narbe an meinem Handgelenk schaue, werde ich wieder lachen, bis mir der Bauch weh tut und nicht mehr andauernd über das Sterben und den Sinn des Lebens nachdenken. Vielleicht werde ich jemanden treffen, der anders ist als alles, was ich kenne. Vielleicht wird die Stimme in meinem Kopf irgendwann verstummen. Vielleicht werden Dinge wieder interessant werden und meine Seele wird aufhören zu bluten.

Was macht ein Leben zu dem, was es ist? Ich bin die Königin der Einzelgänger. Schon als Kind habe ich gemerkt, dass ich anders bin und nicht in diese Welt passe. Damals hatte ich drei Wünsche: die Zeit anhalten zu können, um mehr Zeit für mich allein haben zu können, ein Junge zu sein und zum Bundesheer zu gehen. Das mag zum einen daran liegen, dass ich die ersten vier Schuljahre auf einer katholischen Mädchenschule verbringen musste und es gehasst habe von Mädchen, Nonnen und Gebeten umgeben zu sein, oder daran, dass ich schon mein ganzes Leben das Gefühl habe, dass sich mein Vater nicht sonderlich für mich interessiert. Früher war er nicht für mich da, wenn ich ihn gebraucht hätte. Heute weiß er nicht, wer ich bin und ich entspreche nicht seinen Erwartungen einer gelungenen Tochter. Meine Eltern sind nicht Teil meines Lebens und verstehen mich nicht. Meinen Ehrgeiz halten sie für Verbissenheit, meine Emotionen für Hysterie und meinen Willen für

Egoismus. Ich wünschte, es wäre mir egal, aber wenn ich allzu zu viel darüber nachdenke, dann zerreißt es mich innerlich.

Es ist ein Teufelskreis. Ich bin depressiv und nehme dann Drogen und Medikamente, um mich betäuben zu können, und um so dem Schmerz, der alles in mir zerfrisst, zumindest für ein paar Stunden zu entkommen, wohlwissend, dass ich danach noch tiefer in das dunkle Loch, das mich gefangen hält, hineinrutschen werde. Aber ich rede mir ein, dadurch frei sein zu können und bin dabei gefangen in meiner verworrenen Vorstellung von Freiheit. Es ist einfach so, als ob ich eines Tages vergessen hätte, wie es geht, glücklich zu sein. Jeder Tag fühlt sich an, wie eine sinnlose Aneinanderreihung von Aufgaben und Erledigungen und ich sehe mein Leben vor mir, als ob ich es bereits gelebt hätte. Wenn dann frisches Zeug durch die Adern fließt und ich zu Boden sinke, kann ich für den Moment alles vergessen. Der Schmerz in meinem Herzen lässt endlich nach. Meine Augen sind zerbrochenes Glas. Die Dinge, die ich mache, macht man nicht, wenn alles gut ist. So etwas macht man nur, wenn man ziemlich kaputt ist. Wenn man einfach etwas fühlen will oder nichts mehr fühlen will. Ich will frei sein, doch dafür lebe ich in einer Fantasiewelt, um der Realität zu entkommen. Aber wache ich nicht lieber auf einem Haufen kaputter Träume auf, als jeden Tag aufs Neue dieses immense Nichts in mir zu fühlen? Und auch wenn mir das Wasser die Illusion der Freiheit vermittelt, ich weiß doch, dass es nicht mehr als das ist und bleiben wird – eine Illusion. Ich weiß nicht, ob ich es schaffen werde, aufzutauchen, mich von der Stille unter Wasser zu lösen und die Wirklichkeit anzunehmen. Es gibt einen Satz von Vclav Havel, der mir in Erinnerung geblieben ist, seit ich ihn das erste Mal gehört habe: Hoffnung ist nicht die

Überzeugung, dass alles gut ausgeht, sondern die Überzeugung, dass alles einen Sinn hat, egal wie es ausgeht.

Ich ziehe das noch nasse Bikinioberteil aus und schlüpfe in mein hellblaues Hemd, die rosa Shorts. Die feuchten Badesachen packe ich in meine Tasche und gehe Richtung Ausgang. Morgen werde ich wieder kommen.



Caroline Wild wurde 1988 in Wels, Österreich geboren. Sie interessierte sich schon als Kind für Literatur und las sehr viel. Sie war auch stets sehr kunstinteressiert, malte und zeichnete viel. Dies änderte sich, als sie anfang zu studieren. Das „Hochleistungsstudium“ ließ ihr nicht mehr viel Zeit für Kultur und Kreativität. Ihr Studium in Genetik und Molekularbiologie in Wien und Berlin, Medizin in Heidelberg, zwei Doktorarbeiten und schließlich die Weiterbildung in Radiologie an der Uniklinik – viel zu tun, wenig Zeit zum Innehalten. Ihr Text, ein innerer

Monolog aus dem Genre Autofiktion, basiert auf teils realen Erfahrungen, nicht nur den eigenen. Sie fing wieder an zu malen und zu schreiben, um eine Krise zu überwinden. Der eingereichte Text ist ihr erster Text, den sie schrieb. Sie teilte ihn, weil ihr die Hemmschwelle bei dem Wettbewerb niedrig erschien.

Vage Firnis

Birgit Kreß

Der Himmel ist wolkenverhangen. Er hatte schlecht geschlafen. Er ist früh dran und läuft gemächlich zum vereinbarten Treffpunkt beim nahegelegenen Supermarkt. Ungefähr 100 Meter vor ihm ertastet ein offensichtlich blinder Mann mit seinem Langstock den Weg. Es gibt kaum Verkehr um diese Tageszeit, so dass das klopfende Geräusch deutlich widerhallt. Er stellt gerade etwas erstaunt fest, dass der blinde Mann kaum langsamer als er selbst geht, als seine Gedanken auch schon wieder abschweifen und er den Gehweg fixiert.

Plötzlich stoppt das suchende Geräusch des Blindenstocks. Er schaut auf und sieht den Mann in einiger Entfernung auf dem Boden knieend, etwas in den Jackentaschen suchend.

Erschrocken eilt er zu ihm hin.

„Entschuldigung, kann ich Ihnen behilflich sein? Sind Sie gefallen? Sind Sie verletzt?“

„Nein, nein junger Mann. Keineswegs. Ich befinde mich genau da, wo ich sein will, in genau der richtigen Position.“

Da sieht er, dass der blinde Mann ein Tuch und eine Plastikflasche in den Händen hält. Vor ihm sind fünf Stolpersteine in der Straße verlegt. Der Mann tropft ein wenig Flüssigkeit auf das Tuch und beginnt schweigend und mit größter Sorgfalt mit der rechten Hand den ersten, linken Stolperstein zu säubern, während er mit seiner anderen Hand die Ränder der Metallplatte ertastet. Prüfend und gleichzeitig zärtlich streicht er über die polierte Oberfläche.

Fasziniert beobachtet er den Mann, doch dann schaut er sich suchend um. Gewöhnlich sind Stolpersteine direkt vor Wohnhäusern platziert. Hier jedoch, an dieser Stelle der Heinrich-Fuchs-Straße, steht keines in unmittelbarer Nähe. Auf der freistehenden Mauer hinter den Gedenktafeln ist die Nummer 96 angebracht. Hinter der Begrenzung sichtet er in einiger Distanz eine stattliche Villa.

Er will dem Mann nicht zu nahetreten, dennoch versucht er, über dessen Schultern spähend, die Inschrift des Stolpersteins auf der rechten Seite zu entziffern. Er liest: Hier gehenkt, 28.8.1944, Jg. 1923, Pavel Chrebor, verschleppt aus der Ukraine. Sein Atem bebzt. Hastig überfliegt er die ersten beiden Zeilen der vier weiteren Steine, auf jedem steht geschrieben: Hier gehenkt, 28.8.1944.

Er fühlt das schreiende Pochen seines Herzens. Wenngleich er keine Details über das Schicksal dieser Männer weiß, so ist doch klar, dass diesen während der Endphase des dunkelsten Kapitels der deutschen Geschichte ein

grausames Unrecht widerfahren ist.

Hier an dieser Stelle.

Hier in Heidelberg.

Pavel Chrebor war zum Zeitpunkt seines Todes 21 Jahre alt. Fünf Jahre jünger als er selbst. Erschüttert nimmt er mit dem Rücken an die Mauer gelehnt auf dem Boden Platz, so dass er mit dem beschäftigten Mann gleichauf ist.

Dieser hebt kurz den Kopf: „Junger Mann, ich spüre, sie sind angefasst.“

Er nickt. „Dürfte ich Sie fragen, warum Sie genau diese Steine putzen?“

„Um dies zu erklären, muss ich ein wenig ausholen:

Ich bin von Geburt an blind und als ich jung war, haderte ich sehr mit meinem Schicksal. Ich war neidisch auf unversehrte, gleichaltrige Jugendliche. Da ich körperlich aktiv nicht so viel erleben konnte, habe ich früh angefangen Literatur in Brailleschrift zu lesen. Ein Werk veränderte meine Einstellung zu meiner Blindheit: Jurek Beckers Roman *Jakob der Lügner*.

Kennen Sie diesen?“

„Ich muss gestehen, leider nein.“

„Der fiktive Roman spielt in einem polnischen Ghetto und Jakob erhält mit einer Lüge die Hoffnung und Moral bei seinen jüdischen Mitbewohnern. Die Stelle, als Jakob die Lüge introduziert, habe ich mir gewissermaßen einverleibt.

Jakob arbeitet mit seinem Freund Mischa auf dem Güterbahnhof. Mischa plant beim Wachwechsel der deutschen Besatzer Kartoffeln aus einem nahegelegenen Güterwaggon zu stehlen. Ein vermeintliches Todesunterfangen, sind die Strafen im Ghetto doch drakonisch. Jakob versucht seinen Freund mit allen Mitteln davon abzuhalten. Schließlich schafft er es in letzter Sekunde durch eine Lüge. Er behauptet, er habe ein Radio und wisse, dass die Russen und damit die Befreiung des Ghettos nicht allzu weit entfernt seien. Mischa hält unmittelbar inne und seiner zuvor noch größten körperlichen Anspannung, innerlich zum Sprung bereit, folgt sofortig ein Zustand der äußersten Entspannung. Die Kartoffeln im Waggon sind vergessen. Die Lüge mit der verbundenen Hoffnung auf Rettung bewirken den Sinneswandel.

Anhand dieser Stelle wurde mir persönlich klar, dass es auch im tiefsten Schattendasein immer noch Hoffnung geben kann.

Und weiterhin: Nicht ich lebe in Dunkelheit, sondern die Menschen in Situationen wie der geschilderten.“

Der Mann hält kurz inne, rückt seine dunkle Brille zurecht und fährt fort:

„Wir befinden uns hier auf dem ehemaligen Gelände der Fuchs Waggonfabrik AG. Während des Zweiten Weltkriegs arbeiteten hier Zwangsarbeiter aus Osteuropa, untergebracht in armseligen Baracken, unter erbärmlichen Umständen. Wasilij, Nikolaj, Aleksej, Anatolij und Pavel waren Zwangsarbeiter, aus der Ukraine und Russland eingeschleppt. Sie stahlen während eines Fliegerangriffs angeblich Lebensmittel aus Waggons, hungerleidend und hoffnungslos, genau wie Mischa im Roman. Doch

offensichtlich konnte niemand sie davon abhalten. Es gab keinen Jakob, der ihnen Hoffnung vermittelte.

Es gab keine Hoffnung.

Bei der Schauhinrichtung vor ein paar Dutzend anderer Zwangsarbeiter war keiner der verurteilten Männer älter als 22 Jahre. Erstickungstod stand später im Sterberegister.

Ich erfuhr bei der Stolpersteinverlegung im März 2013 von diesen Schicksalen. Seitdem komme ich jeden Dienstag und säubere die Steine, jeglicher Finsternis zum Trotz.“

Er hatte schweigend zugehört. Eine Träne läuft ihm über die Wange. Er schaut auf die Uhr. Er verabschiedet sich viel zu schnell. Der Mann ruft ihm noch hinterher: „Übrigens, Konrad Zuse Straße/Ecke Mechtersheimer Straße steht ein Mahnmal für die fünf Zwangsarbeiter. Alles Gute junger Mann. Sie haben die Wahl.“

Die Wolken scheinen den Himmel zu versiegeln.

Er textet seiner Freundin, dass er etwas später komme.

Sie schreibt: Kein Problem, Mischa!



Birgit Kreß wurde 1965 in Heidelberg geboren. Sie studierte Musik in Köln und in Brüssel, lebte 10 Jahre mit ihrer Familie in den Niederlanden, studierte Germanistik in Amsterdam. Seit 2011 arbeitet sie als Deutschlehrerin an der Heidelberg International School und macht Musik. Der Ausgangspunkt für den Text, den sie eingereicht hat, erschien ihr morgens beim Aufwachen als Bild. Sie wollte dieses Bild in einem Text gestalten, der auf die Zerbrechlichkeit der Demokratie sowie das hohe Gut der Freiheit aufmerksam machen sollte.

Ankunft

Dirk Buff

Schnell, werde schneller - sie kommen.

Das Quietschen der Schiebetür zieht sich durch meinen Körper, wie ein Blitz, es elektrisiert mich, treibt mich an. Ich spüre Angst. Panik.

Die dunklen Wesen, die aus dem Wagen springen, in ihren schweren Stiefeln.

Sie jagen uns und wenn sie einen kriegen, verschwindet er. Hinter dieser Tür!

Eine Tür ohne Wiederkehr.

Ich fliege über den heißen Asphalt. Der Gestank dieser Stadt aus faulendem Müll, der bitteren Süße der Verwesung, Kot und Urin - über allem liegt der trockene Staub von Kohle. Die Luft ist schwer. Dick- wie eine Wand.

Diese Stadt hat sich schon lange aufgegeben.

Die Hoffnung ist weitergezogen. Es geht nur ums Überleben. Jeder für sich. Gleichgültigkeit zieht durch die Straßen. Durchdringt alle Seelen. Nimmt mit sich jedes Gefühl von Freude und Liebe. Erstickt jedes Lachen und hinterlässt nichts als Wut und Hass auf sich selbst und alle anderen.

Doch ich lebe!

Mich wird diese Stadt nicht bekommen. Ich ergebe mich nicht der Trostlosigkeit.

Ich werde leben!

Ich kam mit meinen Eltern erst vor kurzer Zeit aus den Wäldern. Wälder mit Bäumen, die weit in den Himmel ragten, mit klaren Bächen und Flüssen, deren Wasser so rein, wie die Tropfen eines Sommerregens und die Moose weich und tief.

Wir lebten mit den Wäldern und sie mit uns. Wir nahmen nur das, was zum Leben notwendig war.

Wälder, die keinen Platz mehr für uns boten. Es fiel Baum für Baum, um an die Kohle zu gelangen.

Der Profit, zahlte die Achtung vor sich aus.

Die Gier hat sie zerfressen und Besitz von ihnen ergriffen.

Wir mussten gehen.

Der Weg führte in die Stadt der Schatten, die uns jagten. Sie spähten unsere Verstecke aus, legten sich auf die Lauer.

Meine Eltern haben sie erwischt, früh am Morgen.

Das Quietschen der Tür schreckte uns auf, der Schrei meiner Mutter, der Kampf meines Vaters. Die Tür schlug zu und sie waren weg!

Weg ohne Wiederkehr.

Ich war zu jung - viel zu jung, so lernte ich.

Ich kenne jeden Winkel dieser Stadt, jedes kleinste Versteck, habe verschiedenste Fluchtwege, sie werden mich nicht kriegen.

Sie nicht!

Nur noch um diese Ecke, dann bin ich verschwunden. Löse mich in der Schwere der Luft auf und werde unsichtbar.

Die Schatten ziehen vorbei, sie merken sie haben dieses Spiel verloren, ich spüre ihre Wut, höre ihre Schreie. Ich bin ganz in ihrer Nähe, doch sie bemerken mich nicht, sie sind so stumpf.

Ich bleibe.

Verharre wie in Stein gemeißelt, mein Atem ist flach, bin Teil der Umgebung.

Warten - warten auf die Tür, bis sie sich schließt und die Schatten wieder verschwinden.

Ich ergebe mich der Erschöpfung, sinke in mich. Merke, wie mir die Kräfte schwinden. Ich mich nicht mehr wachhalten kann. Kämpfe gegen die Müdigkeit, den ewigen Hunger und die ständige Wachsamkeit.

Ich kann nicht mehr!

Ich versinke im Asphalt der Stadt.

Sanft hebt sie mich auf. Sie ist hell, warm und alles an ihr ist Güte.

Wir steigen in einen Wagen. Die Tür schließt sich sanft, wir kommen an einen Ort des Lichts, ich bekomme Essen, mein Körper wird untersucht, sie geben mir eine Spritze und ich versinke wieder.

Alles ist dunkel. Für einen Moment bekomme ich Panik, ich bin gefangen in einem Wagen. Viele andere sind da. Ich spüre ihren Atem, rieche ihren Charakter.

Haben sie mich nun doch erwischt? War es das? Ist das der Wagen ohne Wiederkehr?

Mir schwinden die Sinne - versinke wieder.

Die Fahrt dauert lange und mit ihr komme ich wieder zu Kräften. Mein Geist ist wach. Ich gebe nicht auf, bei der ersten Gelegenheit bin ich weg, ergreife die Flucht.

Stopp - Angekommen. Die Tür geht auf! Jeder von uns wird einzeln abgeholt, es gibt kein Entkommen. Ich komme dran, das Licht blendet, ich erkenne nichts, alles riecht anders. Die Luft ist leichter, es liegt keine Angst in ihr. Sie führen mich.

Da steht er, groß wie ein Bär. Er sieht mich ruhig an, er ist anders als die Schatten.

Er kommt auf mich zu - langsam und mit vorsichtigen Schritten. Seine Stimme ist weich und tief. Ich mag ihren Klang. Wir schauen uns an. Er hat gute Augen. Sie leuchten geheimnisvoll, Güte und Trauer liegen in ihnen, aber kein Hass, keine Aggressivität, nicht das Blitzen der Gier. Er spricht ruhig weiter, während er mich führt, seine Stimme tröstet mein Herz. Ich spüre keine Gefahr.

Wir steigen in seinen Wagen und fahren. Ich fange an zu spüren, wie meine Geschichte sich mit jedem Meter von mir entfernt. Ich hänge noch mit einem Faden an ihr und warte darauf, dass dieser reißt. Wir halten, er lässt mich aussteigen. Der Boden,- weich und samtig, wir stehen auf einer großen Wiese.

Wo bin ich?

Ich atme tief ein. Noch sitzt der Gestank von Kohle, Öl und Müll in meiner Nase. Doch mit jedem Atemzug entschwindet dieser Geruch, vermischt sich mit der Frische dieser unbekanntenen Welt.

Ich lasse die Trostlosigkeit gehen, sauge die Luft der Hoffnung ein. Ich fange an zu begreifen: Ich bin frei!

Fange an zu laufen, renne, springe in die Luft, schreie vor Freude, werfe mich ins Gras, will alles aufsaugen, den Geruch der Erde, des gefallenen Laubes, ich rieche frisches, reines Wasser. Gänse stehen auf der Wiese, ich springe auf sie zu, sie fliegen schnatternd ein Stückchen weiter.

Er steht da und freut sich mit. Seine Augen strahlen, gewichen ist die Traurigkeit.

Wir rennen zusammen durch den letzten Nebel des Morgens.

Ich würde so gerne sagen, wie dankbar ich bin. Doch ich spreche seine Sprache nicht.

Wir ziehen weiter, vorbei an Brücken, kleinen Booten, die gemächlich über das Wasser kreuzen.

Wir spielen. Unser Weg führt weiter den Berg hinauf, ich sehe Bäume.

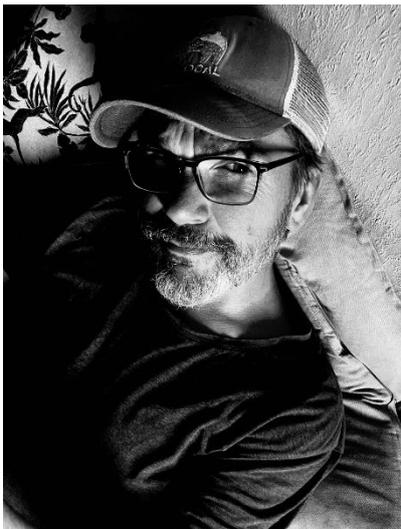
Wald! Ruhe durchdringt meinen Körper. Tanzende Lichtstrahlen im sanften Grün, der Geruch von Laub, Erde und Harz - ein sanfter Wind. Ich erkenne alles wieder.

Wir halten an. Schauen auf die Stadt am Fluss, in dessen Wasser sich die letzten Strahlen der Sonne spiegeln Beschützt von einem rot leuchtenden Schloss. Umringt von endlosem Wald.

Ich bin Zoe.

Eine kleine Wölfin. Geboren und geflohen aus den Wäldern Rumäniens.

Überlebt in der schwarzen Stadt, Tagu Mures. Angekommen in Heidelberg, der Stadt am Fluss.



Dirk Buff wurde 1970 in Heidelberg geboren. Er ist viel durch die Welt gereist, hat überall in verschiedenen Jobs gearbeitet, z.B. als Schnakenbekämpfer, Lichtgestalter, Fotograf. In Heidelberg betrieb er für ein paar Jahre einen Club, machte später eine Ausbildung zum Erzieher und Erlebnispädagogen. Kreativität bei Kindern und Jugendlichen zu fördern, ist ihm eine Herzensangelegenheit. Das verwirklichte er im Waldkindergarten, wo er mit Kindern Theater spielte und Kinderbücher verfilmte. Er ist in Heidelberg gut vernetzt mit Menschen, die – wie er – die Welt mitgestalten wollen. Bei allen Projekten beschäftigt ihn

überwiegend das Thema Menschlichkeit. Vor seiner Kurzgeschichte „Ankunft“ hat er noch keinen literarischen Text geschrieben.

Die neue Gattung

Marcel Kückelhaus

Die Türen des Spiegelzelt öffneten sich und herein trat eine Legende: Lauthals Ruhiger. Lauthals Ruhiger war ein Giraffenling, was bedeutete, dass er den langen Hals und Kopf ähnlich einer Giraffe besaß, damit aber immer noch problemlos in einem Altbau der Weststadt herumlaufen konnte, ohne sich den Kopf zu stoßen. Der Körper war der eines Faultiers, weshalb ihm die Haare immer aus dem Hemdkragen nach oben wuchsen. Von seiner Gattung hatte lange niemand gehört, bis sein Name die Runde machte. Die Zeitungen und Sozialen Medien berichteten täglich über ihn, das Germanistische Seminar wollte ihn für die Poetikdozentur, BookToker im Ausland diskutierten dieses neue Phänomen, ja, ganze Moden entstanden, angefangen von Haarreifen, welche die Hornzapfen von Giraffen nachahmten, bis zu Rückenbehaarung, die mit gehörig Wachs und Haarspray nach oben geformt und wie ein Kragen um den Hals getragen wurde.

Dieser Hype war insofern überraschend als Ruhiger kein Popstar, sondern Schriftsteller war.

Ja, Lauthals Ruhiger war Schriftsteller und hatte eine neue Gattung erfunden. Neben der Epik, Dramatik und Lyrik hatte er etwas Neues auf den Markt gebracht, über dessen Klassifizierung sich die Literaturwissenschaftlerinnen stritten. Namen für die Gattung wurden vorgeschlagen und wieder verworfen, manche wollten ihn in die bestehenden Gattungen einordnen und ein paar Wenige warfen Ruhiger vor, überhaupt gar keine Literatur zu schaffen. Diese Stimmen wurden jedoch durch lautstarken Protest im Keim erstickt. Man war sich einig: dies hatte man noch nicht erlebt. Es war eine Revolution, nein, EVOLUTION der literarischen Kultur. Ob Frankfurter oder Leipziger Buchmesse: Er war gefragt wie kein anderer. Und nun war er auch nach Heidelberg gekommen. Noch nie waren die Karten für das Literaturfestival so schnell ausverkauft gewesen, sodass man Livestreams in allen Hörsälen der Neuen Universität einrichten musste. Ein Rekord, der alles übertrumpfte, was Stanišić, Žižek und Nguyen-Kim erreicht hatten.

Unter tosendem Applaus betrat Ruhiger das Spiegelzelt, nickte hier und da den Begeisterten höflich zu und setzte sich auf den für ihn vorbereiteten Sessel. Neben ihm saß Kridea Claudatschek, eine der etabliertesten und erfahrensten Literaturkritikerinnen und Moderatorinnen, die unbeeindruckt in die Runde schaute, ein Mikrofon auf dem Schoß, geduldig darauf wartend, dass die Menge sich beruhigte. Lauthals Ruhiger schürzte die Lippen in Giraffenmanier und das Publikum verstummte auf der Stelle.

„Sie sind Schriftsteller“, begann Kridea Claudatschek, doch wurde direkt von Ruhiger unterbrochen.

- „Ja und nein. Ich schreibe keine Literatur, ich erschaffe sie. Ich sehe mich eher als LiteraturERschaffer.“

Claudatschek schaute Ruhiger gutmütig über die die Brille hinweg an, doch man sah ein leichtes Stirnrunzeln, das mit dieser Bewegung einherging.

„Lauthals Ruhiger, Sie sind – LiteraturERschaffer“, setzte Claudatschek erneut an. „Vor sechs Monaten kannte Sie niemand, doch jetzt fällt Ihnen der gesamte Literaturbetrieb um den Hals. Woher kamen Sie so plötzlich?“

- „Aus der Notwendigkeit. Die Literatur steckte in einer Krise und ich wollte sie wieder hinausführen. So viele Schriftsteller“, er rümpfte bei diesem Wort die Nase, was bei seinen Nüstern einen besonders starken Effekt erzielte, „schreiben Zeile um Zeile, Wort um Wort, Punkt um Punkt und sagen doch nichts. Ich würde lieber nichts schreiben und alles sagen wollen, als die bisherige Tradition fortzuführen.“

Mit seinen drei Zehen der linken Hand griff er nach dem Wasserglas, das er geräuschvoll leerte. Die Menge, die auf diese Worte hin enthusiastisch geklatscht hatte, verstummte wieder. Claudatschek schaute noch einen Moment unbewegt auf ihre Notizen, dann fragte sie:

- „Wo sehen Sie die Anfänge Ihres ERschaffens?“

- „In meiner Kindheit. Sehen Sie, meine Eltern waren zwei der schweigsamsten Personen, um genau zu sein, sie sagten nie etwas, doch sprach ihr Schweigen Bände. Nie wieder habe ich so wortkarge Größen getroffen wie sie und wären sie heute Abend hier, ich müsste mich schämen für die vielen Worte, die ich auf diese Bühne bringe.“

Fünfzehn, zwanzig, dreißig Minuten erzählte er weiter und alle hörten gebannt zu, ja manch einer hielt sogar ununterbrochen die Luft an, um sein Zuhören nicht durch die eigenen Atemgeräusche zu stören. Diejenigen, die auf das Atmen nicht verzichten konnten, versuchten ihre Atmung so flach wie möglich zu halten. Nicht selten kam es bei Ruhigers Auftritten dazu, dass sich ganze Reihen gegenseitig den Mund zuhielten, weil sie das Atmen des Nachbarn so sehr störte. Oft waren Reihenohnmachtsanfälle die Folge. Die Betroffenen wurden dann unauffällig an die frische Luft getragen und bekamen Hausverbot.

Ruhiger setzte das Mikrofon ab und Claudatschek nahm ihres auf:

- „Wie wäre es, wenn Sie uns an dieser Stelle etwas vortrügen?“

- „Gerne.“

Lauthals Ruhiger schmatze mit den Lippen, holte tief Luft, schloss die Augen, atmete aus. Dann öffnete er die Augen, griff in seine Tasche und holte ein Butterbrot hinaus, das er genüsslich verspeiste. Dies gehörte nicht etwa zu seinem Auftritt, denn schließlich war Ruhiger kein Performance-Künstler: Er war Literaturschaffer! Ein Literaturschaffer mit Hunger. Dann faltete er die Hände auf dem Bauch und schaute in das Publikum. Dieses schaute zurück.

Lauthals Ruhiger las und schrieb nicht. Das war seine Kunst und noch nie hatte jemand im Publikum etwas ähnliches erlebt. Das nicht-Lesen, der nicht-Text, es war überwältigend. Was wollte man mit ausufernden Romanen von Schätzing, Moers oder Klassikern von Ende. Dies war wahre Literatur. Der erste fing an zu weinen, eine andere begann ungehalten zu lachen. Stöhnen, Japsen, wohlwissendes Kopfnicken. Jede Person ließ sich mitreißen. Dann schwiag Ruhiger noch mehr. Dies hielt er für einige Minuten aus, dann neigte er leicht den Kopf und empfing einen Applaus, der die Zeltwände und die Holzböden vibrieren ließ.



Marcel Kückelhaus wurde 1993 in Lüdenscheid geboren, kam 2014 zum Germanistik- und Anglistikstudium nach Heidelberg. Anstatt an die Schule zu gehen, blieb er im universitären Betrieb. Heute ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt: Linguistische Rahmung von künstlicher und biologischer Intelligenz. Er nimmt zum ersten

Mal an einem literarischen Wettbewerb teil. Was ihm am Schreiben gefällt: sich zu verlieren in der Sprache und in Situationen, die sich entwickeln, während er schreibt, er führt nur die Feder. Er mag Heinz Erhardt, dessen Leichtigkeit und Fähigkeit, wichtige Themen in unterhaltender Form zu vermitteln.

2024 – Eine Stadt schreibt

Heidelberg zeigt sich als Literaturstadt. Die Lust am Schreiben ist geweckt.

197 Autorinnen und 110 Autoren haben ihre Texte im Kurzgeschichten-Wettbewerb eingereicht. Sie sind zwischen 8 und 86 Jahre alt, sie kommen aus allen Stadtteilen, gehen noch zur Schule, sind Rentner, Hausfrauen, studieren, arbeiten als Fußballtrainer, Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Buchhändler, Musiker, in der Gastronomie, in Krankenhäusern, in der IT-Branche, bei der Polizei, im Finanzamt, im Theater, bei der Kirche, als Therapeuten, Verkäufer, u.v.a.m.

Die eingereichten Geschichten haben alle mit Heidelberg zu tun: manche mit dem Blick in eine oft düstere Zukunft, andere mit dem Blick in die Vergangenheit. Traurige Geschichten, die vom Verlust erzählen, vom Tod und Abschiednehmen, andere, die heiter, fröhlich, beschwingt vom Leben und der Liebe berichten. Surrile, satirische, düstere Texte neben unterhaltsamen, lustigen. Die Untere Straße, die Nachtschwärmerei, die verrückten Gestalten in den Altstadt-Kneipen, die Atmosphäre der 68er Jahre – ein bunter literarischer Blumenstrauß mit Witz und Phantasie.

Dankbar für diese wunderbare Aktion:

Marie-Luise Hiesinger, Kuratorin